

LIBRA 

Nicolas
Fougerousse

Die
Verse-
flüsterin

Aus dem Französischen
von Elisabeth Liebl

LIBRA 

Für meine A.

Die französische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel »Celle qui écrivait des poèmes au sommet des montagnes« bei Editions Jouvence, S.A., Chemin du Guillon 20, Case 184, CH-1233 Bernex, <http://www.editions-jouvence.com>



© 2016 by Editions Jouvence

© der deutschsprachigen Ausgabe 2017 Libra Verlag
in der Scorpio Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: Weiss Werkstatt, München, unter der Verwendung
von © shutterstock/Leksus Tuss, © shutterstock/Larisa Lofitskaya,

© shutterstock/Ozger Sarikaya

Layout und Satz: Danai Afrati & Robert Gigler, München

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-95803-106-7

Alle Rechte vorbehalten.

Mehr über unsere Bücher

www.scorpio-verlag.de

Oft leben die Menschen verkehrt: Sie versuchen, mehr Dinge oder mehr Geld zu *haben*, um mehr *tun* zu können, was sie wollen, damit sie glücklicher *sind*.

Es funktioniert aber genau umgekehrt. Du musst zuerst *sein*, wer du wirklich bist, dann *tun*, was du tun musst, um zu *haben*, was du möchtest.

Shakti Gawain, *Stell dir vor. Kreativ visualisieren*

If you're not ready for love, how can you be ready for life?
(Wenn du nicht bereit bist für die Liebe, wie kannst du dann bereit sein für das Leben?)

SoKo, »We Might be Dead by Tomorrow«

Diese plötzlich gähnende Leere, eine halbe Ewigkeit, im Nichts verschwinden, bereit, nichts mehr zu sein.

Virginie Despentès, *King Kong Theorie*

Die Südwand

Oberhalb der Wand war der Himmel nun von einem
geradezu umwerfend tiefen Blau.
Die Mittagsstunde rückte näher. Und auch der Gipfel.
Plötzlich ein Surren. Laut.
Der Aufprall. Kein Zeitgefühl mehr.
Die Hand blutig, gequetscht. Kein Schmerzempfinden.
Das Seil gerissen. Gleichgewicht verloren.
Festhalten. Nicht festhalten. Ganz automatisch geflucht.
Und dann schon der Absturz. Die Stille. Der Schmerz.
Der einen niederdrückt.
Der Körper, kopfunter.

13. März 1983

»Sie tun mir weh, ich kriege keine Luft mehr ...«
»Ausgeschlossen, ich liebe Sie doch jetzt schon.«
»Wagen Sie es bloß nicht! Sie werden ...«
»Jetzt mach dich doch mal ein bisschen locker ...«

Pat: Will you fill
in the
I can be here
now with the

10. Dezember 2013

Jrgendetwas fühlte sich nicht richtig an. Marcus saß hinter dem Bildschirm an seinem Schreibtisch. Ohne es selbst zu merken, klopfte er mal mit dem Fuß auf den Boden, mal mit der Hand auf den Tisch. Lauter winzige Zeichen, die den Druck verrieten, die Unruhe, die Langeweile. Noch immer ging ihm das Lied durch den Kopf, das er an diesem Morgen im Auto gehört hatte: »Asimbonanga« von Johnny Clegg & Savuka. Nelson Mandela war gerade gestorben, und in Südafrika fanden Gedenkfeiern für ihn statt. Das ganze Volk kam, um dieser Stimme der Gerechtigkeit die letzte Ehre zu erweisen.

Marcus' Kollegen im Büro waren ziemlich beschäftigt. Akten, Mails, Faxe, Telefonate, Besprechungen. Die Seelen und Leiber der Geschäftswelt im Dienste Seiner Heiligkeit, des »Business«.

Doch irgendetwas fühlte sich nicht richtig an. Er musste wieder an die Dokumentarsendung denken, die er am Sonn-

tagabend im Fernsehen gesehen hatte. Über einen Mann, der sein ganzes Leben damit verbrachte, sich um Vögel, vor allem um Raubvögel, zu kümmern. Seine besondere Sorge hatte einem Adler gegolten, der nicht fliegen konnte. Der Vogelmann hatte dem jungen Adler beibringen müssen, wie er die Muskulatur seiner Flügel zu nutzen hatte, damit er fliegen, seine Schwingen ausbreiten, seinen Flügelschlag finden und sich von den Aufwinden nach oben tragen lassen konnte. Nach mehreren Flugversuchen hatte man auf dem Rücken des ausgewachsenen Adlers eine Minikamera befestigt, und die damit gemachten Aufnahmen waren in jener Reportage gezeigt worden. Atemberaubende Bilder vom Gefieder des Tieres, von Gebirgslandschaften, tiefblauem Himmel und gleißenden Sonnenstrahlen.

Das ist wahre Freiheit, hatte er sich bei diesen Bildern gesagt. Auch er wäre gerne geflogen. Schulen, wo man Gleitschirmfliegen lernen konnte, gab es mittlerweile ja fast an jeder Ecke. Der Traum vom Fliegen war also nicht unerreichbar. Wer weiß, eines Tages vielleicht ...

Marcus checkte sein Firmen-Mailkonto zwanzig, dreißig, vierzig Mal am Tag. Genauso oft sah er in seine privaten Mails. Ständig switchte er zwischen den verschiedenen Programmfenstern, die er auf seinem Rechner geöffnet hatte, hin und her, fing hier eine Aufgabe an, bearbeitete dort eine weitere, ging ans Telefon und switchte wieder zurück. Die Tage vergingen schnell, zu schnell. Er kontrollierte dauernd die Uhrzeit

auf seinem Computer oder seinem iPhone, stets begleitet vom nervösen Trommelschlag der Füße oder Hände, zu dem die stressige Umgebung den Takt vorgab. Jeden Abend schaltete er in seinem Büro das Licht aus, verließ das Firmengebäude, stieg in sein Auto und schloss die Tür. Ein lautes Klack, dann Stille. Er nahm sich ein paar Sekunden Zeit für sich, ehe er den Motor anließ und den Sender oder die CD wählte, die er hören wollte. Er fuhr schnell und immer auf der Überholspur. Vor Radarfallen bremste er ab, dann stieg er wieder aufs Gas.

Zu Hause angekommen – was selten vor zwanzig Uhr der Fall war –, stellte er seine Aktentasche ab, hängte seine Jacke an die Garderobe, zog die Schuhe aus und begrüßte seine bessere Hälfte mit einem flüchtigen Kuss auf den Mund.

Seine Frau Isabelle empfing ihn immer mit der gleichen Frage: »Wie geht's dir? Hast du einen guten Tag gehabt?«

Welche Antwort sollte er darauf schon geben? Und so antwortete er immer gleich: »Jaja, gut. Und du?«

Er war zu Hause, in seinem sicheren Hafen, seinem Kokon, in den er sich einspinnen konnte. Dort fühlte sich alles richtig an. Später, wenn sie dann zu zweit vor dem Fernseher saßen und die Werbeblöcke um die Aufmerksamkeit der Zuschauer buhlten, holte er wieder sein Handy hervor, rief seine Mails ab und ging auf Facebook, wo das Leben seiner Freunde und Bekannten übers Display glitt. Währenddessen saß Isabelle neben ihm.

Jeden Morgen ging Marcus nach dem Aufstehen ins Bad, betrachtete sich im Spiegel und fand, sein Gesicht sehe grau

aus. Grau wegen der Augenringe, grau vor Erschöpfung, grau vom Alltag. Mehr oder weniger bewusst stieg er auf die elektronische Personenwaage, die regelmäßig drei oder vier Kilo zu viel auf den Hüften anzeigte, die sich nun schon seit ein paar Monaten auch an dem Ansatz von Doppelkinn bemerkbar machten. Er drehte die Dusche auf, wartete, bis das Wasser warm war, und stellte sich in den Strahl. Das war für ihn einer der schönsten Momente des Tages. Erst die Schultern, sodass ihm das Wasser über den Rücken, das Gesäß und die Waden hinunterlief. Dann den Kopf. Er schloss die Augen, berauschte sich an der Weichheit des Wassers, der Wärme, dem Wohlgefühl. Das war für ihn das »Glück der kleinen Dinge«, wie er es manchmal nannte. Isabelle blieb währenddessen noch ein paar Minuten im Bett liegen, ließ sich Zeit mit dem Aufwachen und reckte und streckte sich dann wie eine Katze.

Vor zwei Jahren waren Isabelle und Marcus bei einem Sexualberater gewesen. Sie hatte ihn dazu überredet, eigentlich mehr aus Spaß denn wegen eines wirklichen Problems. Sie hatte gehofft, dass dieser Besuch wieder etwas Schwung in ihr eingespieltes Liebesleben, das kinderlos geblieben war, bringen würde. Das Beratungsgespräch war offen verlaufen, ohne etwas zu verschweigen oder einander etwas vorzumachen. Beide waren der Ansicht, dass sie wieder mehr zueinanderfinden und wie zu Anfang ihrer Beziehung intensiver miteinander reden müssten. Sie beschlossen, sich Zeit für Momente

der Komplizenschaft zu nehmen, der Zärtlichkeit, Zeit für sinnliche, erotische Spiele.

Und tatsächlich probierten sie während der ersten Wochen neue Spiele aus, die so neu allerdings nicht waren. Isabelle häufiger als Marcus. Doch dann waltzte die Alltagsroutine mit vollgepacktem Terminplan und Stress im Job erneut alles nieder. Wenigstens trieben sie ein bisschen Sport (sie ging ins Fitnessstudio, er zum Biken). Gelegentliche Kinobesuche (abwechselnd amerikanische Autorenfilme und französische Kassenschlager), Abende mit Freunden (Valentine und Stéphane, Benoît und Sébastien, Florian und Nelly mit ihren beiden Kindern) sowie das Familienessen bei den Schwiegereltern jedes zweite Wochenende sorgten für ein wenig Abwechslung. Und über all dem vergaßen sich ihre Körper langsam, aber sicher von Neuem.

Bis sie einige Zeit später über das Video eines anderen Sexualberaters stolperten ...

»Stimmt was nicht?«

»Nein, alles in Ordnung. Wieso?«

»Ich finde, du bist irgendwie abwesend, fast ein wenig verschlossen. Hast du Stress in der Arbeit?«

»Ich weiß auch nicht, aber ich habe das Gefühl, dass mir alles über den Kopf wächst ... dauernd ist irgendwas, und ich habe zu wenig Zeit für mich ... Nein, alles in Ordnung, mach dir ...«

(Schweigen.)

»Ganz ehrlich? In Wirklichkeit hätte ich dich gerne etwas gefragt.«

»Ja? Was denn?«

»Heute Morgen habe ich an der Windschutzscheibe meines Autos eine Notiz gefunden, die unter dem Scheibenwischer steckte ...«

Ein Zettel an der Windschutzscheibe

HÖR AUF DEINE GEFÜHLE.

Das hatte auf dem Zettel gestanden. Nur das, in Großbuchstaben. Eine Allerweltsschrift auf ebensolchem Papier, nichts, was auf die Person, die den Zettel unter den Scheibenwischer geschoben hatte, hätte hindeuten können. Marcus war schon im Auto gesessen und hatte den Motor angelassen. Da erst bemerkte er das Stück Papier unter dem Scheibenwischer. Sicher wieder irgend so eine Werbung ...

Er stieg noch mal aus, ging um die Wagentür herum, schnappte sich den Zettel und wollte ihn schon zusammenknüllen und wegwerfen. Erst in der letzten Sekunde fiel sein Blick auf das, was da geschrieben stand.

»HÖR AUF DEINE GEFÜHLE.« Was sollte das denn jetzt? Er schaute sich um, sah aber nichts. Nur den Parkplatz und die abgestellten Autos. Marcus legte den Zettel auf den Beifahrersitz und fuhr kopfschüttelnd los. Wie immer machte er erst

einmal alle Fenster auf, um den Wagen kurz durchzulüften, selbst wenn es draußen kalt war. Dabei wäre der Zettel fast davongeflogen. Er schloss die Fenster wieder und fuhr auf die Umgehungsstraße.

»Schon irgendwie merkwürdig.« Wer ihm den Zettel wohl an die Scheibe geheftet hatte? Ein Nachbar vielleicht? Da käme höchstens das alte Ehepaar aus dem ersten Stock infrage, das immer was zu meckern hatte. Ein paar seiner Arbeitskollegen wussten, wo er wohnte. War es einer von ihnen gewesen? Oder seine Frau Isabelle? Einer ihrer Freunde? Jemand von der Familie? Ein Unbekannter, der solche Zettel einfach wahllos unter irgendwelche Scheibenwischer steckte? Möglicherweise. Oder sein Hausarzt? Er hatte wirklich nicht die leiseste Ahnung. Unterdessen schwappte aus dem Autoradio eine Flut alarmierender Zahlen und schlechter Nachrichten.

Eine Viertelstunde später parkte Marcus sein Auto in der Nähe der Firma, wo er arbeitete.

»Guten Morgen, Cathy, geht es Ihnen gut?«

»Guten Morgen, Marcus, danke ja. Und selbst?«

Aus irgendeinem Grund fragte er immer jeden, der ihm über den Weg lief, fast wie unter Zwang: »Hallo, geht's denn gut?« Dabei war die Frage eigentlich nicht wirklich so gemeint, denn die einzig mögliche Antwort darauf war »Ja«. Und ihm war durchaus bewusst, dass die Antwort, begleitet von einem strahlenden Lächeln, genauso wenig echt gemeint war wie seine Frage. Eine Höflichkeitsfloskel. Nur keine Blöße zeigen.

Einmal hatte sein Chef ihn darauf hingewiesen, er müsse sich weniger emotional und mehr sachbezogen zeigen. Und Marcus hatte ihm zugestimmt. Seitdem war diese Formulierung sein Mantra geworden, wenn auch eines, das er eher unterbewusst gebrauchte. Konnte er das denn überhaupt – Menschen, denen er begegnete, wirklich die Frage stellen: »Hallo, Cathy, wie geht es Ihnen denn?« Besaß er überhaupt die Fähigkeit, die Überraschung im Gesicht des Gefragten zu registrieren und seine Antwort zu deuten? Und seinerseits eine ehrliche Antwort zu geben? Beim nächsten Mal würde er das vielleicht versuchen. Morgen möglicherweise. Oder an einem anderen Tag.

Sein Schreibtisch quoll immer noch über vor Papieren, Dokumenten und Post-its: die Unterlagen für Orange Business fertig machen, den Marketingdirektor von Securitas Direct anrufen, den Streit mit der Buchhaltung von Veolia klären, der Kollegin antworten, die seine letzte Spesenabrechnung angefordert hatte, dran denken, die Aufgabenliste in Outlook zu aktualisieren. Dann noch der Bericht, den er seinem Chef am Soundsovielten vorzulegen hatte, und die To-do-Liste, die sein Handy tagtäglich ausspuckte.

»Hör auf deine Gefühle«, hatte auf dem Zettel gestanden. Was für ein Witz! »Jetzt habe ich noch was zu erledigen«, dachte er bei sich.

Marcus arbeitete in dem weitläufigen Geschäftsviertel La Défense westlich von Paris (oder »La Démence«, wie er es sarkastisch nannte – in Anspielung auf den kräftezehrenden

Irrsinn eines stressigen Jobs, der keine Verschnaufpause kannte). Für ein großes IT-Consulting- und Systemhaus. Das klang gut. Er selbst war Consultant Systembetreuung. Das klang noch besser. Seine Consulting-Kollegen waren zuständig für Analyse, Angebotserstellung und Installation der Systeme, während die Betreuung der laufenden Systeme sein Aufgabenfeld war. Hier arbeitete er jetzt seit vier Jahren, in einem Umfeld, das stets gleich blieb, obwohl die Geschäftsleitung durchaus bemüht war, ihren Angestellten gewisse Extraleistungen zu bieten wie die Reinigung der Bürokleidung, eine eigene Kinderkrippe, eine Mitgliedschaft im Fitnessstudio, ja sogar einen alljährlichen Besuch beim Psychologen oder Ernährungsberater. Und die Örtlichkeiten gehörten zum Besten, was ein Unternehmen zu bieten hatte: großzügige Büros, mehrere Ruheräume, eine erstklassige Espressomaschine, über alle Etagen verteilte Grünpflanzen. Man tat alles, damit jeder Mitarbeiter sich an seinem Arbeitsplatz wohlfühlte und sich voll auf die ihm übertragenen Aufgaben konzentrieren konnte. Marcus wusste, dass er – im Vergleich zu anderen Unternehmen oder Wirtschaftszweigen – einen privilegierten Arbeitsplatz hatte. Dessen war er sich durchaus bewusst. Seine Probleme, Sorgen und Missstimmungen waren quasi Jammern auf höchstem Niveau. Dennoch fühlte sich irgendetwas nicht richtig an. Und zwar immer deutlicher. Er wusste es, spürte es. In seinem Inneren, seinem überlasteten Kopf, aber auch im Bauch. Eine Empfindung, als trüge er ein Korsett. Die ständige Verspannung in Schultern und Nacken. Er konnte es deutlich spüren.

»Mhm«, dachte er bei sich. »Ist das schon ›auf seine Gefühle hören‹?« Konnte es so einfach sein? Genügte es etwa schon, auf das zu hören, was der Körper einem sagte?

Er hatte einige Jahre gebraucht, um in diese Position aufzusteigen. Alles in allem wäre es ja gar nicht so schwierig, das eigene Leben noch mal umzukrempeln. Er und Isabelle hatten schon ein paarmal darüber geredet, dass sie wieder ein einfacheres, naturverbundeneres Leben führen wollten. Mehr Zeit für sich selbst, füreinander, für Freunde und Familie haben. Aber Marcus war auch klar, dass hinter seiner Art, mit dem Geld und seinem Leben umzugehen, mehr stand. Tief in seinem Inneren saß die Angst, sich am Ende doch am unteren Ende der sozialen Leiter wiederzufinden, die er langsam Sprosse für Sprosse emporgestiegen war.

Er war fünf Jahre alt gewesen, als seine Eltern sich scheiden ließen. Sein Vater bezog eine eigene Wohnung, Marcus und seine Schwester waren zur Mutter gezogen. Am Monatsende ging es immer knapp her, manchmal auch schon früher. Waren alle Rechnungen bezahlt und die Miete vom Konto abgebucht, die Einkäufe in riesigen, öden Supermärkten getätigt, war so gut wie kein Geld mehr auf der Bank. Ihren Kindern trotz allem die Teilnahme an außerschulischen Aktivitäten zu ermöglichen war der ganze Stolz seiner Mutter gewesen. Sie wollte ihren Sprösslingen weiterhin zumindest so etwas wie den Anschein einer glücklichen Kindheit geben. Sie sollten, wenn irgend

möglich, heranwachsen wie andere Kinder, Geldsorgen hin oder her.

Wie oft hatte er sich gesagt, dass er das nicht noch einmal erleben wollte. Dass er nicht wie seine Mutter gezwungen sein wollte, jeden Sou, jeden Franc zweimal umdrehen zu müssen. Er wollte nicht die Preise von Lebensmitteln vergleichen und immer die billigsten, die Familienpackungen, die Rabattartikel nehmen müssen. Er wusste, dass er demgegenüber heute in einer privilegierten Situation war. Seine Frau und er konnten es sich leisten, im Bioladen und auf dem Markt im Viertel einzukaufen. Doch ihm war bewusst, dass das Pendel leicht wieder in die andere Richtung ausschlagen konnte, also legte er sich ins Zeug. Sein Job, seine Frau, ihre Freunde, ihre Familien, der höllische Rhythmus der im Minutentakt durchorganisierten Tage. Er hielt das schon durch. Aber wie lange noch?

»Hör auf deine Gefühle.« Wieder musste er an den Zettel denken, den ihm irgendjemand an die Windschutzscheibe gesteckt hatte. In den eigenen Körper hineinzuhorchen wäre ja vielleicht schon mal ein guter Anfang. Was also tun, wenn sein Rücken das nächste Mal rebellierte? Die Betriebspsychologin hatte ihm ein paar Tricks zur Entspannung gezeigt, bestimmte Bewegungen und lange, tiefe Atemzüge. Eine grundsätzliche Lösung für sein Problem war das freilich nicht. Sicher, die Schmerzen gingen erst mal weg, aber nur für kurze Zeit. Wenige Stunden danach tat ihm schon wieder der Rücken weh.

Und wie sollte er mit den finsternen Gedanken umgehen, die ihn immer öfter bedrängten? Sie verdrängen oder sie annehmen? Sich von ihnen mitreißen lassen? Das war nun so gar nicht seine Sache. Sich hängen zu lassen hätte bedeutet, Schwäche zu zeigen. Doch es hieß stark sein, sich stets in Bestform zu präsentieren, den Menschen in seinem Umfeld immer mit strahlendem Lächeln einen positiven Eindruck von sich zu vermitteln. Nur unter der Dusche, wenn er spürte, wie das Wasser seinen Körper hinunterlief, gab es jene seltenen Momente, in denen er losließ. Dann spürte er, wie eine Last von ihm abfiel, durch die Poren seiner Haut, seiner selbst, entwich. Und noch etwas gab es da: Wenn er abends von der Arbeit nach Hause fuhr, legte er manchmal eine alte CD ein, die ein Freund ihm gebrannt hatte: Mahlers Fünfte Sinfonie. Darin gab es einen sehr langsamen Satz, »Adagietto, sehr langsam«. Wenn er diese Klänge hörte, entfloh er dem Alltag und gab sich jeder einzelnen Note hin. Am Ende lief ihm manchmal ein Schauer über den Rücken, an der Stelle steigerte sich die Musik zum Crescendo, erhob sich der kristallklare Klang der Geigen hoch über die schweren, geradezu erdigen Töne der übrigen Streicher. Ein schöner, wohltuender musikalischer Moment. Auch bei dieser Gelegenheit fühlte er einen inneren Frieden, der ihm mit einem Schlag Ruhe vor seinen ausufernden Gedanken verschaffte.

Nicht zu vergessen die Zigarettenpausen. Eigentlich mochte er sie nicht besonders, weil er, wenn die Kollegen dabei waren, weiter über die Arbeit reden musste. Ging er aber allein zum

Rauchen, dann ließ er sich Zeit, den Tabak in der Zigarette festzuklopfen, sein Feuerzeug hervorzuholen, es anzumachen, die Zigarette daranzuhalten und den Rauch genüsslich zu inhalieren, während der glühende Tabak leise knisterte. Stieß er dann den Rauch aus, hob er den Kopf und sah dem sich kräuselnden Faden nach, der zum Himmel aufstieg, ins Blau oder ins Reich der dräuenden Wolken. Auch das war eine seiner kleinen Fluchten. Alles in allem sah es gar nicht so schlimm aus, sagte er sich. Er versuchte, sich an andere solcher kleinen Momente zu erinnern, wie die Dusche, die Musik, die Zigarettenpause, Augenblicke, die nur ihm und niemandem sonst gehörten. Augenblicke, in denen er mit sich im Reinen war.

Als er wieder an seinem Schreibtisch saß, griff er unvermittelt nach Block und Stift und ließ seinen Gedanken freien Lauf: »Der Lärm der Welt rückt weiter heran, ich aber lasse nur herein, woraus ich geschaffen bin: Licht und Schatten. Ich kann stark sein, aber auch schwach, das ist mein gutes Recht, meine Freiheit. Ich habe das Recht zu zweifeln. Ich habe das Recht, gern allein zu sein. Ich habe das Recht, Kompromisse zu schließen. Ich darf einfache, langsame Dinge mögen. Auch wenn sie unnützlich sind, so sind sie doch notwendig. Ich habe das Recht.«

Er las sich die paar Sätze, die paar Wörter, die er eben hingekritzelt hatte, noch einmal durch, und war selbst höchst erstaunt darüber: »Warum? Warum ausgerechnet jetzt? Und warum kehrt ständig der Satz ›Ich habe das Recht‹ wieder?«

Marcus lehnte sich in seinem Stuhl zurück und sah aus dem Fenster. Dann holte er tief Luft und atmete lange aus. Sein Bauch entspannte sich, die Schultern sanken nach unten. Ein unwillkürliches Lächeln kräuselte seine Lippen. Marcus war überrascht. Dieser Augenblick erinnerte ihn an einen überaus interessanten Vortrag, den er letztes Jahr zusammen mit seiner Frau besucht hatte. Offensichtlich tat sich etwas in seinem Leben.

Lebenslanges Lernen

*J*sabelle und Marcus sagten immer, sobald sie in Rente wären, würden sie wieder an die Uni gehen. Um zu lernen, weiter zu lernen, ein Leben lang zu lernen. Nachdem sie beide ihr Studium abgeschlossen hatten, war ihnen klar, dass sie in zehn Jahren achtzig Prozent dessen, was sie in ihren jeweiligen Fächern gelernt hatten, vergessen haben würden. Und dass sie im Endeffekt achtzig Prozent des Gelernten nie für ihren Job brauchen würden. Doch sie hatten beide das Gefühl, dass das Studium ihnen ein breites Allgemeinwissen vermittelt hatte, eine umfassende Bildung. Es hatte ihnen intellektuelles Rüstzeug an die Hand gegeben, das ihnen stets dienlich sein würde.

Letztes Jahr im Oktober hatten sie zum ersten Mal eine TEDx-Konferenz in Paris besucht, wo eine der Rednerinnen sie ganz besonders beeindruckt hatte. Eine junge Inderin namens Anjali Pandit hatte dem versammelten Auditorium eine denkwürdige Lektion in Lebenskunst gegeben. Trotz der allgemein pessimistischen Grundhaltung infolge der Wirt-

schaftskrise war ihr das Kunststück gelungen, mit ihrer Schilderung der alltäglichen Dramen, die ein beliebiger Student auf seiner beschwerlichen »Ich suche einen Job, finde aber keinen«-Tour erlebte, einen ganzen Saal zum Lachen zu bringen. Sie sprach davon, dass es noch nie so leicht gewesen sei, die ganze Welt zu sehen, dass es noch nie so viele Möglichkeiten gegeben habe, einen interessanten Job zu finden, nicht nur im Inland, sondern in jedem Land dieser Welt, speziell in Entwicklungsländern wie zum Beispiel Indien. Als junger Universitätsabsolvent habe man nichts zu verlieren, also solle man etwas riskieren und sich auf ein Abenteuer einlassen! Die Welt sei voll von unterschiedlichsten Gelegenheiten, voller Menschen, voller Farben, wir aber, die Urbanauten der Industrieländer, hielten uns krampfhaft am Grau-in-Schwarz des uns bekannten Geschäftslebens fest ...

Isabelle hatte Marcus kurz angesehen: Er hatte Tränen in den Augen, Tränen, in denen Freude und neue Ideen zu funkeln begannen. Leider hatten sie beide keine Zeit, an den offenen Kursen an der Uni teilzunehmen, zumindest solange sie so lebten, wie sie es im Augenblick taten. Nach dieser TEDx-Konferenz hatten sie beschlossen, an einem Abend in der Woche gemeinsam die Videos dieser Konferenzen auf YouTube anzusehen. Immer nur eines, nie mehr. Diese Videos dauerten durchschnittlich zwischen fünfzehn und achtzehn Minuten und behandelten ein breites Spektrum an Themen: vom Einsatz von Rindenmulch zur Bodenverbesserung bis zur Notwendigkeit, die Weltraumforschung fortzuführen, über

Kritik an der Konsumgesellschaft und unser Leben, in dem wir uns brav in Schubladen stecken lassen. Die Themen waren vielfältig, die Vorträge faszinierend. Marcus und seine Frau kamen gar nicht mehr davon los. Sie waren richtiggehend süchtig nach diesen Abenden, denn am Ende diskutierten sie meist selbst mit: »Also, an der einen Stelle, wo Pierre Rabhi gesagt hat, dass der sogenannte Fortschritt Unternehmen und Arbeiter dazu treibt, immer mehr zu produzieren, um das Bruttosozialprodukt zu steigern, da sagt er doch, dass Fortschritt eigentlich zu mehr Gerechtigkeit führen und den Menschen mehr Freiheit bringen müsste. Aber im Endeffekt ist doch das Gegenteil der Fall«, meinte Marcus.

»Stimmt. Ich finde das Bild von den ›Schubladen‹ gut. Die Schule, der Betrieb, der Lebensunterhalt, der Club, in den man am Wochenende geht ... eine Schublade nach der anderen. Und am Ende steigt man in die Kiste – noch eine Schublade. Das trifft den Nagel doch auf den Kopf!«, fügte Isabelle hinzu.

»Ich habe mich total wiedererkannt, als er gesagt hat, wir müssten uns die Freiheit zurückerobern, das zu tun, was wir wirklich tun wollen ... Denn weißt du, einerseits bin ich zwar zufrieden mit meinem hoch dotierten und interessanten Job, weil ich ja nie wieder ein so eingeschränktes Leben führen möchte wie damals mit meiner Mutter und meiner Schwester. Andererseits fühle ich mich schon seit Langem total eingesperrt.«

»Unser Einkommen schenkt uns gewisse Freiheiten, aber es gibt uns nicht *die* Freiheit.«

»Da wir gerade von Freiheit reden, ist es nicht Zeit für unsere Verabredung?«

»Und ob!«, hatte Isabelle ihm geantwortet.

Sie war näher gerückt und hatte angefangen, Marcus zu lieblosen. Ihre Lippen knabberten zärtlich an den seinen, saugten, nagten an ihm mit einem Verlangen, das sich allmählich steigerte. Marcus war aufgestanden und hatte Isabelle mühelos hochgehoben. Sie schlang ihre Beine um seine Hüften. Ein unterdrückter Schrei entrang sich ihrem Mund, ihm folgte das verzückte Lachen zweier Verliebter. Im Bruchteil einer Sekunde fanden sie sich im Schlafzimmer wieder und genossen es, den anderen Stück für Stück von seiner Kleidung zu befreien.

»Weißt du, worauf ich Lust hätte? Da ...«

Marcus sah Isabelle aus dem Augenwinkel an mit diesem schelmischen, Zustimmung heischenden Blick, erfüllt von Verlangen. Oh ja, er wusste Bescheid. Das verliebte Pärchen hatte sich einander gegenüber gesetzt. Nun fing jeder an, sich selbst zu berühren. Sie wussten genau, wie sie die Intensität des eigenen Verlangens noch steigern konnten. Bald war der kleine Raum erfüllt von schwerem Atem. Schließlich durchbrach ein tiefes Stöhnen den frenetischen Rhythmus. Isabelle kam zuerst, kurz darauf Marcus. Sie hatten sich beide offen ihrem eigenen Vergnügen, ihrem eigenen Genuss hingegeben. Danach lachten sie beide über diesen komplizenhaften Akt. Später, als der Druck fort war, zum Orgasmus zu kommen, nahmen sie ihr Liebesspiel noch einmal auf, langsam zuerst, dann immer wilder, bis sie ein zweites Mal den Höhepunkt erreichten.

Als er wieder hinter seinem Schreibtisch saß, ließ Marcus diesen schönen Abend in Gedanken Revue passieren. Wieder holte er seinen Schreibblock hervor und schrieb mutig weiter: »Ich habe das Recht, Neues zu lernen, anders zu denken, anders zu sein als andere. Ich habe das Recht, nicht so zu empfinden, wie alle empfinden, wenn ich nicht will. Oder im Gegenteil bei Dingen etwas zu fühlen, die die meisten Menschen als banal betrachten. Lernen heißt auch, innehalten zu können, eine beliebige Einzelheit, einen Augenblick in Schönheit zu betrachten. Lernen bedeutet, ein Geschenk zu erhalten, dessen unmittelbaren Nutzen man nicht sofort erkennt, weil er sich vielleicht erst Jahre später zeigt. Lernen heißt, den eigenen Kopf nicht einschlafen zu lassen. Lernen ist ein Freudenfeuer für den Geist. Es hält ihn jung. Lernen ist wie eine Flamme in dunkler Nacht, die niemals erlischt.«

Begegnung mit zerbrochener Vase

Am darauffolgenden Samstag waren Marcus und Isabelle in der Rue Saint-Honoré im ersten Arrondissement von Paris unterwegs. Sie suchten noch ein paar letzte Geschenke für Weihnachten. Als sie am Hotel Mandarin Oriental vorbeikamen, stand ihnen die Erinnerung an einen schönen Abend lebhaft vor Augen: Vor noch nicht allzu langer Zeit waren sie dort zum Essen gewesen. Restaurantbesuche waren bei ihnen eher selten, doch wenn sie schon mal ausgingen, dann wollten sie sich auch etwas gönnen. Sie hatten sich in dem Restaurant mit seiner modernen Eleganz auf Anhieb wohlgeföhlt.

Schon die Speisekarte las sich wie ein Gedicht: Die Namen der Gerichte allein genügten, um die Geschmacksknospen aufblühen zu lassen! Von diesem gemeinsam verbrachten Abend war ihnen ein zartes und zugleich erregendes Bild in Erinnerung geblieben: ein Meer überraschender Gaumenfreuden, helles Lachen, zärtliche Blicke und der Wein, der die

Wangen färbte und sie in beschwingte Stimmung versetzt hatte.

Die Luft draußen war eisig kalt. Isabelle trug einen großen Schal um den Hals, in dem ihr Gesicht zur Hälfte verschwand, und eine flauschig weiche weiße Wollmütze. Marcus zog den Kopf in den aufgestellten Kragen seines schwarzen Mantels und vergrub die Hände in den Manteltaschen. Ihre Wangen waren rosig, doch diesmal nicht vom Wein, sondern von den für Dezember außergewöhnlich niedrigen Temperaturen. Sie schlenderten durch die Straßen, betrachteten die Auslagen, betraten ein Geschäft, verließen es wieder und setzten ihren Weg gemächlichen Schrittes fort, als sich plötzlich eine Stimme vernehmen ließ: »Oh, Pardon! Ich bitte Sie vielmals um Entschuldigung, ich habe nicht achtgegeben. Warten Sie, lassen Sie mich das aufheben.«

Ein kleiner kahler Mann, um die sechzig und eher elegant gekleidet, hatte Marcus versehentlich angerempelt. Dieser hatte eine der beiden Einkaufstüten fallen lassen. Woraufhin ein lautes, helles »Pling« den Bruch der dünnwandigen Glasvase zu signalisieren schien, die sie gerade erst gekauft hatten. Der Unbekannte hob eilig die Tüte auf und hielt sie Marcus und Isabelle unter einer Litanei von Entschuldigungen hin. Dann schwieg er und sah Marcus an. Die Zeit schien stillzustehen. Der Mann hatte kleine dunkle Augen, die Marcus eindringlich ansahen. Derselbe mitunter verstörende Blick, der auch Pablo Picasso zu eigen gewesen war. Das jedenfalls war das Erste, was Marcus in den Sinn kam. Einmal hatte er in

einem Buchladen in einem Bildband über den Maler herumgeblättert und war dabei auf das Porträt dieses Mannes gestoßen. Derselbe durchdringende Blick, dieselbe Stärke, dieselbe Überzeugungskraft, der Typ Mensch, dessen Intelligenz man auf Anhieb spürt.

»Nicht der Rede wert, machen Sie sich keine Sorgen. Haben Sie sich auch nicht wehgetan?«

»Nein, nein, alles bestens, danke. Umgekehrt bin ich mir nicht sicher, ob es dem Inhalt Ihrer Einkaufstüte auch so gut geht. Ich bin total durcheinander ...«

Marcus wog prüfend die Tasche in der Hand. In der Tat, die Scherben der zerbrochenen Vase gaben ein leises Klirren von sich.

»Ich bitte Sie, lassen Sie mich den Schaden ersetzen. Was haben Sie dafür bezahlt? Darf ich Sie zu einer Tasse Tee einladen, um das zu besprechen?«

Das Paar wusste nicht recht, was es sagen oder tun sollte. Marcus dachte zuerst, dass er ja nur die Tasche besser hätte festhalten müssen. Er warf Isabelle einen raschen Blick zu, doch dann nahm er zu seiner eigenen Überraschung das Angebot des kleinen Mannes ohne Haare an – nicht, um sich den Schaden ersetzen zu lassen, doch er hatte Lust, mit ihm etwas Warmes zu trinken. Das würde ihnen jetzt sicher guttun. Ganz in der Nähe gab es ein schönes Café. Der Unbekannte setzte sich, gefolgt von Marcus und Isabelle, dorthin in Bewegung. Sein zielsicherer Schritt, seine lässige Bewegung strahlten Selbstsicherheit aus. Gleichzeitig schien ihn etwas wirklich zu amüsieren.

Marcus und Isabelle bestellten beide eine heiße Schokolade. Der Mann aber fragte: »Haben Sie auch Jasmintee?«

»Selbstverständlich, Monsieur. Wünschen Sie ihn mit Milch oder einer Scheibe Zitrone?«

»Einfach pur wäre wunderbar, vielen Dank.«

Die Bilder im Kopf

Marcus und Isabelle hatten gegenüber dem Unbekannten Platz genommen. Als die bestellten Getränke serviert wurden, legte jeder die Hände um seine Tasse, um sich aufzuwärmen, und blies vorsichtig auf sein dampfendes Getränk. Beinahe vergaßen sie darüber den Lärm im Lokal. Die dunkelroten Ledersofas taten das Ihre, um ein Gefühl von Behaglichkeit aufkommen zu lassen. Man machte ein wenig Konversation, ehe die Rede wieder auf die zerbrochene Vase kam. Der Mann bestand einmal mehr darauf, den Schaden zu ersetzen, doch die beiden schlugen das kategorisch aus. Also machte er ihnen einen anderen Vorschlag:

»Also schön, wenn Sie absolut nicht wollen, dass ich Ihnen den Schaden ersetze, dann lassen Sie mich Ihnen wenigstens ein bisschen die Zeit vertreiben!«

»Einverstanden!«, rief Marcus.

»Ich kenne zum Beispiel viele Geschichten. Ich liebe Geschichten, aber wer tut das nicht?«

Sie lachten. Der Unbekannte ergriff wieder das Wort:

»Ich heiße übrigens Angelo. Erlauben Sie mir, Ihnen eine kleine Geschichte zu erzählen?«

Marcus und Isabelle lächelten zum Zeichen ihres Einverständnisses. Marcus kam sich in Gegenwart dieses Mannes ein wenig verwirrt vor. Irgendwie fühlte er sich diesem Fremden seltsam nahe, ohne dass er sich das hätte erklären können.

Angelo sprach weiter: »Als mich der Kellner vorher fragte, ob ich eine Scheibe Zitrone zu meinem Tee wolle, ist mir wieder eine witzige Geschichte eingefallen. Ich versichere Ihnen, sie ist ausgesprochen kurz. Ein Freund von mir hat sie mir gestern erst erzählt. Er und seine Frau flanierten Hand in Hand durch die Straßen, studierten da und dort die Auslagen der Geschäfte, guckten mal auf die Straße, mal in die Luft ... aber ich schweife ab. Kurz und gut, am Straßenrand erblickten sie plötzlich zwei junge Leute, die unter den Arkaden Jonglierkunststücke vorführten, wie man das manchmal sieht.«

Marcus und Isabelle warfen sich einen verstohlenen Blick zu, doch der Mann erzählte einfach weiter: »Die beiden hatten keine gewöhnlichen Jonglierbälle, sie jonglierten mit Zitronen. Neben ihnen stand eine ganze Kiste mit leuchtend gelben Früchten. Können Sie sich das vorstellen?«

Marcus und Isabelle nickten, und Angelo fuhr fort: »Also, mein Freund und seine Frau sehen gut zwei Minuten lang dieser improvisierten kleinen Straßenaufführung zu, wobei sie eher die Farbe der Zitronen faszinierte als die Darbietung

selbst, die alles in allem eher simpel war. Zum Schluss bedankten sich die beiden jungen Leute bei ihren Zuschauern. Doch dann, statt einen Hut oder einen Becher herumgehen zu lassen, wie man es erwartet hätte, nahm einer der beiden ein Messer und schnitt sich von einer der Zitronen ein ordentliches Stück herunter! Das hielt er über den geöffneten Mund, quetschte es zusammen und ließ sich den sauren Saft in den Mund laufen. Dabei zog er eine heftige Grimasse, schüttelte wild den Kopf und lachte! Dann sagte er mit einem verschmitzten Lächeln zu seinem Publikum: »Alle, denen jetzt nicht das Wasser im Mund zusammengelaufen ist, als sie mir zugesehen haben, dürfen gehen. Alle anderen aber müssen uns ein bisschen Geld geben, einen Essensgutschein oder was auch immer. Und herzlichen Dank!«

Isabelle fragte erstaunt: »Und das war's?«

»Verzeihen Sie meine Frage, aber ist Ihnen nicht ebenfalls das Wasser im Mund zusammengelaufen, als ich Ihnen die Geschichte erzählt habe?«

»Ja, schon ...«

»Man nennt so etwas eine bildliche Vorstellung oder auch Assoziation. Es war nicht die Beschreibung der Zitrone, die Ihre Speicheldrüsen stimuliert hat, sondern die Vorstellung der Grimasse, die der junge Mann schnitt, als er sich den Saft der Zitrone in den Mund tröpfeln ließ. Weil Sie diese Situation selbst schon erlebt haben, wissen Sie, dass Zitronensaft ziemlich sauer und es recht schwierig ist, beim direkten Kontakt damit *kein* solches Gesicht zu ziehen.«

»Aber wir haben das Ganze ja nicht selbst gesehen, daher kann es auch keine bildliche Vorstellung sein ...«, wandte Marcus ein.

»In der Tat, Sie haben kein Bild gesehen, aber Sie haben es gespürt, empfunden, geschmeckt.«

»Ah, ich verstehe. Ich nehme mal an, all unsere Sinne spielen dabei eine Rolle: Augen, Ohren, Nase, Zunge und der Tastsinn, oder?«

»Ja, die Bilder in unserem Kopf sind wie Anker. Interessieren Sie sich für solche Dinge?«

»Nein, oder eigentlich ja. Im Grunde haben mich diese Fragen immer beschäftigt: Wie funktioniert unser Gehirn, welche Beziehungen bestehen zwischen Gehirn und Körper und all das. Isabelle und ich beschäftigen uns gern mit neuen, spannenden Themen, weil uns das an unsere Studentenzeit erinnert. Aber wer lernt denn nicht gern dazu?«

»Nun, jeder Mensch besitzt einen angeborenen Wissensdurst. Bei Säuglingen, Kindern und oft auch Jugendlichen lässt sich das schön beobachten. Doch im Laufe der Zeit scheinen die Menschen immer weniger Gefallen an der Vorstellung zu finden, ihr Leben lang zu lernen. Als wäre Lernen etwas, das man in den ersten zwanzig Jahren seines Lebens hinter sich bringen muss. Andere hingegen bewahren sich einfach ihre natürliche Neugier.«

»Es ist zwar nicht ganz einfach, aber wir versuchen schon, immer ein wenig Zeit für unsere geistigen und emotionalen Bedürfnisse zu finden«, warf Isabelle ein.

»Dazu fällt mir ein kleines Experiment ein, das in gewisser Weise die Geschichte vertieft, die ich Ihnen gerade erzählt habe. Aber es ist viel visueller, Sie werden sehen. Es geht dabei um ein Pendel. Haben Sie Lust, es auszuprobieren?«, rief Angelo und wirkte aufgekratzt wie ein kleines Kind.

Da die beiden Männer einander gesucht und gefunden zu haben schienen, lehnte Isabelle sich zurück und ließ sie plaudern. Sie fühlte sich in Gegenwart der beiden wohl, sie hatte keine kalten Hände mehr und betrachtete neugierig die Menschen, die draußen vorüberflanierten, ihre Gesichter, ihren Gang, ihre Kleidung, ihre Schuhe. Dabei kam es immer wieder vor, dass sie völlig unbekannte Leute, die ihr auf der Straße begegneten, kritisch musterte. Sie kam nicht an gegen den Zwang, sich mit anderen zu vergleichen, obwohl sie keinerlei Grund hatte, neidisch zu sein. Ganz im Gegenteil: Mit ihren ein Meter zweiundsiebzig ohne Absätze, ihrer feingliedrigen, sportlichen und doch grazilen Erscheinung waren es häufig die anderen, die ihr nachschauten.

Marcus war nicht wenig stolz, wenn er mit seiner Frau ausging. Er fand, dass sie verdammt gut aussah, umso mehr, da sie stets auf gut geschnittene Kleidung aus feinsten Stoffen Wert legte. Er sagte ihr häufig, sie besäße eine vollkommen natürliche Eleganz. Tatsächlich hatte er genau das an ihr so anziehend gefunden, als sie sich vor ein paar Jahren zum ersten Mal begegnet waren. Isabelle trug nur wenig Schmuck und Make-up. Einen schlichten Ring aus Weißgold, einen dünnen Strich Eyeliner, ein bisschen Wimperntusche, einen Hauch

Puder auf den Wangen, keinen Lippenstift, aber ein wenig Lippenbalsam, um die feine Haut bei diesen eisigen Temperaturen vor dem Austrocknen zu schützen.

Sie hatte den schönsten Arbeitsplatz der Welt, wie sie gern sagte: eine Bibliothek. Nicht weit von der Porte de Montmartre, und keine zehn Minuten Fußweg von ihrer Wohnung entfernt. Sie war dort für die Public Relations zuständig, für alles, was mit Katalogen, Prospekten und dem Internetauftritt der Bibliothek zu tun hatte. Und für die Organisation der Dichterlesungen, wenn auch die ausgewählten Schriftsteller leider nur allzu selten nach ihrem Geschmack waren. Die Lesungen mochte sie ganz besonders. Einige Wochen davor bekamen die Stammleser der Bibliothek eine Mail, in der man sie auf das Werk des Dichters aufmerksam machte. Isabelle wusste, dass sie sich auf einige der besonders eifrigen Leser verlassen konnte. Sie luden Freunde oder andere Stammkunden ein. Der für solche Veranstaltungen behelfsmäßig umfunktionierte Saal fasste nicht viele Zuhörer, höchstens dreißig an der Zahl, doch das genügte, um diese ganz spezielle Atmosphäre entstehen zu lassen. Natürlich hing der Verlauf des Abends auch vom Autor ab, davon, ob er sich sarkastisch gab oder vertraulich, emotional oder distanziert.

Isabelles Aufgabe war es, den Autor und sein Werk vorzustellen. Es folgte ein kurzes Interview und eine Lesung, wobei die Tontechnik mehr oder weniger gut funktionierte. Zum Abschluss durfte das Publikum Fragen stellen. Kein sehr innovatives Veranstaltungskonzept freilich, aber sie liebte die

Nähe zu den Kunstschaaffenden, vor allem, wenn der Autor selbst gerne über sein Werk und dessen Themen und Figuren sprach. Nach solchen Abenden gingen die Teilnehmer für gewöhnlich zufrieden nach Hause. Und Isabelles Leben nahm wieder seinen gewohnten Lauf: entweder im Auto, zu Fuß oder mit der Metro nach Hause, wo sie den Gedanken oder Gefühlen nachhing, mit denen sie ein paar Minuten zuvor noch beschäftigt war.

Was Isabelle an ihrer Arbeit wirklich liebte, war der kreative Aspekt. Ob es nun um die Auswahl eines Schriftfonds für ein Layout ging, um die Kontrastfarben bei der Gestaltung der Bibliothekswebsite oder um das Foto, das den Beitrag zu einem Buch illustrieren sollte – sie spielte alle Möglichkeiten durch, bevor sie ihre Entscheidung traf. Sie hatte wirklich Glück, das wusste sie, auch wenn manche Tage anstrengend waren, weil ständig irgendjemand etwas zu den Projekten wissen wollte. Doch eine Bibliothek war nun mal der schönste Ort der Welt für sie.

Manchmal blieb sie selbst in der Mittagspause dort, wanderte zwischen den Regalen umher und ließ den Blick über die Buchrücken gleiten, deren Farbe, Titel, Gestaltung oder Autor ihre Aufmerksamkeit erregten. Dann nahm sie das Buch aus dem Regal, schlug es irgendwo auf, pflückte ein paar Wörter oder Sätze heraus und stellte es zurück ins Regal. Dasselbe Spiel wiederholte sich ein paar Schritte weiter, sodass sie im Zeitraum von höchstens einer halben Stunde viele parallele Universen durchquerte, angefangen bei James Joyce

und seinem *Ulysses* hin zu Marguerite Duras' *Die Krankheit Tod* und weiter zu Dennis Lehanes *Shutter Island* oder Paul Éluards *Hauptstadt der Schmerzen*, nachdem sie gerade André van Lysebeths *Pranayama. Die große Kraft des Atems* oder Bildbände wie *Picasso und die Alten Meister* weggestellt hatte. Die Reiseführer hingegen entführten sie nach Argentinien, Thailand oder auch ins heimische Paris. Sie hatte Spaß daran, in Reiseführern herumzublättern, die ihre eigene Stadt zum Thema hatten. Paris war ein gewaltiger Organismus mit einer beeindruckenden Geschichte: Es gab hier so vieles, was man tun und entdecken konnte, dass ihr allein bei dem Gedanken daran schon schwindlig wurde!

Als Isabelle wieder aus ihrer Gedankenwelt auftauchte, handelten Marcus und der kahlköpfige Mann gerade aus, wo sie ihre Unterhaltung fortsetzen sollten.

»Geht doch in unsere Wohnung, das ist das Einfachste! Wenn es euch nichts ausmacht, bummle ich noch ein wenig durch die Stadt«, rief sie, die sich einmal mehr dem Reiz ihrer Heimatstadt nicht entziehen konnte und wollte.

Zum Abschied drückte sie Angelo die Hand, eine weiche, warme und nicht übermäßig männliche Hand. Dann hauchte sie einen flüchtigen Kuss auf Marcus' Wange und war schon auf und davon.